

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 61 (1990)
Heft: 1

Artikel: Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal in Baden : vom Mythos der Häuslichkeit : trotz kulturgeschichtlich verwirrender Vielfalt der Wohn-Gewohnheiten : Versuch einer Philosophie des Wohnens
Autor: Hasler, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

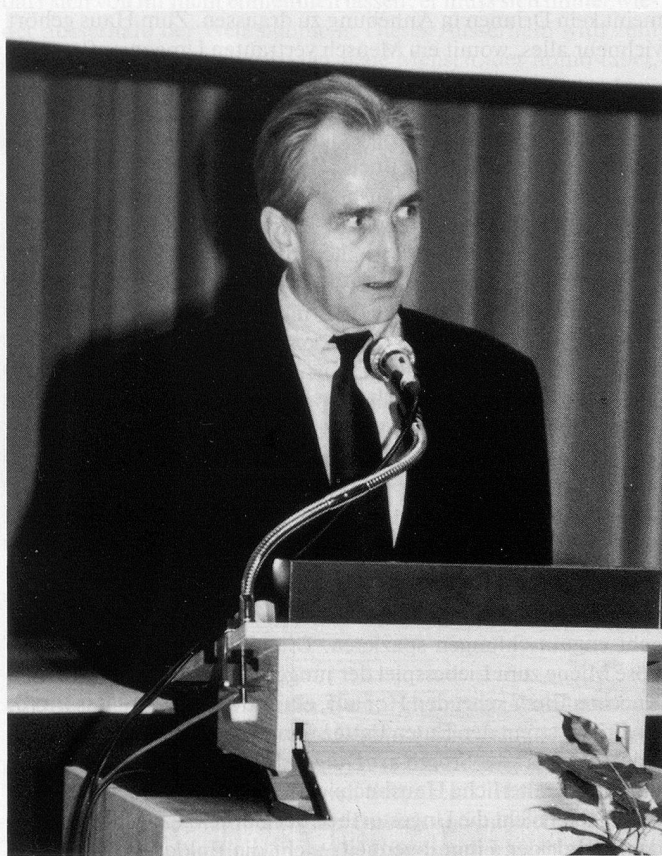
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Mythos der Häuslichkeit

Trotz kulturgeschichtlich verwirrender Vielfalt der Wohn-Gewohnheiten: Versuch einer Philosophie des Wohnens

Das Bauen, Wohnen, die Wohnkultur und Lebensqualität sind verknüpft mit der «Häuslichkeit», mit dem «Mythos der Häuslichkeit». Doch was besagt dieser Begriff der Häuslichkeit? Ist er zu verstehen als Eingezogenheit, das traute Heim als Pflanzschule von Menschenliebe, das Haus als eigene Welt, Wohnen als Pflege intimer Vertrautheit, solche Vertrautheit aber als das höchste menschenmögliche Glück, die Seligkeit durch die häusliche Kunst der Eingezogenheit?

In Baden setzte sich Dr. Ludwig Hasler, stellvertretender Chefredaktor am St. Galler Tagblatt, mit dem «Mythos der Häuslichkeit» auseinander. Hasler ist Dozent für Publizistik an der Hochschule St. Gallen und Lehrbeauftragter für Philosophie an der Universität Bern. Auch für den VSA ist Hasler kein Unbekannter. Ein Beitrag von ihm ist in der Schriftenreihe zur Anthropologie der Behinderten IV, «Menschliche Leiblichkeit», zu finden und trägt den Titel «Erst wer verwirrt ist, wird so recht ein Mensch.»



Dr. Ludwig Hasler:
«Wohnen ist nicht eine Sache der vier Wände.» (Foto rr.)

Verehrte Damen, geehrte Herren

An einer sogenannten Fachtagung treten üblicherweise sogenannte Fachleute auf. Zum Thema «Wohnkultur und Lebensqualität im Heim» referieren normalerweise Architektinnen oder Wohnberater oder Heimleiterinnen, äusserstenfalls einschlägig spezialisierte Psychologen oder erfahrungsgesättigte Soziologinnen: also Leute, die mit der fraglichen Sache entweder praktisch zu tun haben oder theoretisch etwas von ihr verstehen – oder zumindest einen staatlich beglaubigten Anspruch darauf erheben können, dass wir glauben müssen, sie verstünden etwas davon.

Zu ihnen gehöre ich nicht. Dass ich eine vergleichsweise aufregende Wohnung eingerichtet habe, zählt kaum als fachliche Qualifikation; erst recht nicht, dass ich zurzeit ein Haus renoviere – denn was dabei herauskommt, ist noch gar nicht ersichtlich. Und was auch immer herauskommen mag: Mit Wohnkultur *im Heim* hat dies ohnehin nichts zu tun.

Wer so ganz ohne Fachkompetenz dasteht, kann sich nur in Bescheidenheit retten. Das rhetorische Mittel der Bescheidenheit aber heisst zitieren. Ich beginne daher mit einem längeren Zitat. Es stammt von *Christian Gotthilf Salzmann*, einem unermüdlichen Volkserzieher der späten Aufklärungszeit, einem populären Schriftsteller des erwachenden Bürgertums. Es findet sich in einer Schrift, die bezeichnenderweise als «*Ameisenbüchlein*» betitelt und im Jahre 1806 erschienen ist.

Es lautet so:

«Häuslichkeit, Heimischkeit, Eingezogenheit. Ich meine diese Zufriedenheit in seinem stillen häuslichen Berufe, dies Wohlbefinden bei den häuslichen Arbeiten und den einfachen Freuden, die wie Veilchen im Verborgenen blühen, aber süß duften wie sie; diesen, aus reinem Herzen fliessenden und alles um sich her ansteckenden Frohsinn, der aus der ersten Hand Nahrung nimmt, und sie darum so wohlfeil erhält; diese wohlthätige Beschränkung, in der unser häuslicher Zirkel unsere Welt ist, ausser der man nichts bedarf und nichts verlangt, in der uns aller nicht trauliche, bloss gesellschaftliche Umgang bloss als Folie erscheint, der ihn nur erhöht, den Solitär unseres Familienglücks. Indes ist hier nicht zu denken an Gesellschaftsscheue, noch weniger an den leisesten Anstrich von Menschenhass, sondern an eine Pflanzschule von Menschenliebe. Wer könnte Menschen leichter lieben, als der, der in seinem nächsten Kreise gute Menschen, also die Menschheit überhaupt, in diesen Stellvertretern, von einer so lebenswürdigen Seite kennt? Niemand ist fähiger, Freude zu verbreiten in einer Gesellschaft, als wer froh in seinem Hause ist. Wer glücklich ist, beglückt auch gern; und es geht kein Glück über häusliches. Nirgends kann es einem Freund, einer Freundin des Hauses wohler sein, als in dem Hause von Freunden, die sich selig fühlen in ihrem Kreise. Nur *bedarfes* der heimische Mensch nicht zu seiner Glückseligkeit. Sein Haus ist seine Welt. Seine Geschäfte sind ihm Würze seines Genusses; die einfachste Mahlzeit mit den Seinigen ist ihm ein Gastmahl; ein trautes Gespräch mit ihnen ein Ifflandisches Drama; die Spiele seiner Kinder eine Oper; ein ausgedachter Spaziergang eine Reise nach Valencia. Er

fühlt täglich, was Goethe in seiner Iphigenie seinen Thoas sagen lässt: «Nur der ist glücklich, / Er sei ein König oder Bettler, / Dem in seinem Hause Wohl bereitet ist.» »

Der Text geht seitenweise so fort. Doch der Ausschnitt reicht, um eine erste Vorstellung dessen zu gewinnen, was ich als «Mythos der Häuslichkeit» erörtern will: *Häuslichkeit als Eingezogenheit, das traute Heim als Pflanzschule von Menschenliebe, das Haus als eigene Welt, Wohnen als Pflege intimer Vertrautheit, solche Vertrautheit aber als das höchste menschenmögliche Glück, die Seligkeit durch die häusliche Kunst der Eingezogenheit.* Wohntheorie als Ameisenbüchlein.

Ich nenne dies alles den «Mythos der Häuslichkeit». Ich sage nicht: Dies alles ist *Lug und Trug, Selbstbetrug von Spiessern*. Ich sage nur: Es handelt sich hier um einen *Mythos, also nicht um Realität*. Ein Mythos ist eine Rede oder eine Sage. Und was er aussagt, ist entsprechend *sagenhaft, allzu grossartig, um als bare Münze genommen werden zu können*. Häuslichkeit als Pflanzschule von Menschenliebe? Daran ist etwas. Doch schult sie nicht auch das *Gegenteil: biedermeierische Selbstgefälligkeit*? Häuslichkeit als eine Welt für sich? Gewiss. Doch ist sie nicht auch *Weltersatz, billige Eingezogenheit, bequeme Abkapselung gegenüber den Forderungen der gemeinsamen Welt*? Häuslichkeit als höchstes Glück? Warum nicht? Aber bedeutet sie nicht auch *Glücks-Resignation? Existieren auf Sparflamme*, prekär eng, stets vom Schrecken der *Hohlheit* bedroht, vom Gespenst der *Leere* heimgesucht?

Um solche Fragen geht es mir im folgenden. Und wenn ich sie schon nicht ein für allemal beantworten kann, so will ich sie wenigstens behutsam entwickeln – in **drei Anläufen** nämlich: Zunächst versuche ich es **historisch**; so soll die Wandelbarkeit der Idee Häuslichkeit deutlich werden. Sodann versuche ich es **philosophisch**; so soll der Sinn menschlichen Wohnens angezeigt werden. Schliesslich versuche ich es noch **praktisch**; so sollen Missverständnisse mit dem Wohnen konkret angesprochen werden.

I. Die Idee Häuslichkeit – kurzer Abriss der Geschichte

Vorauszuschicken ist: Ich bin kein Archivar. Die Geschichte der Idee Häuslichkeit interessiert mich nicht, weil ich alles Gewesene säuberlich ordnen möchte. Sie interessiert mich vielmehr als Erhellung der Gegenwart. Denn der historische Wandel der Idee Häuslichkeit kann zweierlei dartun: 1. dass es sich bei Häuslichkeit (Wohnlichkeit usw.) tatsächlich um eine *Idee* handelt, also nicht um eine Art Naturgegebenheit, sondern um *unsere Vorstellung*; und 2. dass diese Idee unter wechselnden gesellschaftlichen politischen, kulturellen, wirtschaftlichen Bedingungen eine *je andere Gestalt* annimmt, und der Vergleich mit früheren Gestalten kann unsere *gegenwärtige* Form der Idee Häuslichkeit klären und relativieren.

Und damit zur Sache. Ich beginne meinen Ausflug in die Vergangenheit in der **klassischen Antike**, genauer bei den Griechen. Die haben zwar nicht die ersten Häuser gebaut; doch sie haben als erste einen Begriff von Haus und Häuslichkeit gebildet – und zwar einen für uns Heutige sehr befremdlichen. Die gesamte Lebenswelt teilten sie in zwei grosse Sphären: in die Sphäre des Hauses (oikos) und in die Sphäre der Öffentlichkeit (koiné). Im Haus regiert die Lebensnotwendigkeit: Geburt, Krankheit und Tod, die Sorge für den Lebensunterhalt (deshalb kommt das Wort «ökonomisch», wirtschaftlich, von «Haus»). Das Haus ist somit ganz

und gar keine «Pflanzschule» – weder für Menschenliebe noch für private Freiheiten aller Art; es ist schlicht der *Ort der Überlebenszwänge*, also der *notwendigen Arbeit*. Freiheit dagegen gibt es nur *ausser Haus*, in der Öffentlichkeit: auf der Agora der freien Rede, im Gymnasium des körperlichen Wettstreites, in der Politik des gemeinsamen Handelns.

So also fing die Geschichte des Begriffes vom Haus an: Keine Spur von idyllischer «Eingezogenheit», kein Hauch von höchstem Menschenglück – im Gegenteil: *Das Häusliche, das ist das Ökonomische, das vom Leben Abgenötigte*, zwanghaft statt glücklich, unpersönlich, unprivat, unfrei. Das Haus, das ist der Betrieb, den das Leben verlangt – das eigentlich Menschliche beginnt erst jenseits dieser Häuslichkeit: in der Öffentlichkeit des Gesprächs, des Kampfes, der Politik.

Soviel zur Antike.

Im **Mittelalter** entfällt sogar diese Unterscheidung. Das Haus und das Hausen: das hört mittelalterlich überhaupt auf, etwas Besonderes zu sein. Es wird zur *Bezeichnung für den gesamten Lebensraum*, in dem ein Mensch quasi zuhause ist. Das Haus meint kein Drinnen in Anhebung zu draussen. Zum Haus gehört vielmehr alles, womit ein Mensch vertrauten Umgang pflegt.

Kürzlich bin ich auf ein Bilderbuch aus dem Spätmittelalter gestossen, eine Sammlung von Zeichnungen aus dem Leben eines Ritters. Fachleuten ist das Buch bekannt unter dem Titel «Mittelalterliches Hausbuch». Hausbuch! Da erwarten wir doch, der Ritter werde uns im Eßsaal, am Kamin, im Schlafgemach, im Tanzsaal gezeigt. Nichts von alledem. Dieses Haus, des Ritters quasi privates Burginneres, kommt gar nicht vor. Was dann? Zum Beispiel dies: Offenes Land, in der Ferne pflügt der Bauer mit seinem Pferd mühsam den Acker; weiter hinten wird ein zerlumpter Mann zum Galgen geführt, stolz neben ihm der Bewaffnete mit einer Feder an der Kappe, auf der andern Seite der Mönch mit einem grossen Kreuz; weiter hinten reitet der Ritter mit zwei seiner Leute; oben auf dem Hügel steht der Galgen mit einem Gehenkten daran; die schwarzen Vögel fliegen umher, einer von ihnen hackt an dem Leichnam.

Oder dies: Auf dem Hof des Gutsbetriebes. Ein Edelfräulein bekränzt ihren jungen Freund, er zieht sie an sich; ein anderes Paar geht engumschlungen spazieren. Die alte Dienerin macht eine böse Miene zum Liebesspiel der jungen Leute. Daneben arbeiten Knechte. Einer kehrt den Hof auf, ein anderer striegelt das Pferd, ein dritter streut den Enten Futter. Ihm winkt die Magd. Auf dem Dach klappert der Storch . . . Dutzende solcher Ansichten bilden das «Mittelalterliche Hausbuch» von zirka 1475. Überall bedeutet «Haus» nicht die Ungestörtheit der Zurückgezogenheit, nicht das Réduit der Eingezogenheit, nicht die Enklave des privaten oder intimen Selbstgenusses. Hausen heisst hier überall nicht, glücklich bei sich und nur bei sich selbst sein; *hausen heisst: nicht die eigenen vier Wände, sondern die eigene Welt bewohnen.*

Das Haus bezeichnet mittelalterlich somit nicht eine *abgesonderte Häuslichkeit* des Menschen, sondern dessen *Weltvertrautheit*: sozusagen den Bau seiner gewohnten Weltbezüge. Dieser Bau aber ist nicht das Werk des Individuums. Es ist die gesellschaftliche Hervorbringung einer bestimmten Kultur – in unserem Falle das Werk der mittelalterlich-ritterlichen Kultur. Das Haus des Menschen: das ist die Welt bestimmter Stände – die Welt des Bauern, die Welt des Soldaten, die Welt des Prälaten, die Welt der Marketänderin. Die sinnstiftende Einheit der Weltbezüge, in denen sie ja leben: sie spricht aus dem Wort «Haus».

Soviel zum Mittelalter.

Und damit zur **Neuzeit**. Sie verändert zweierlei:

Erstens hört die Welt auf, so etwas wie ein *Zuhause* zu sein. Sie wird – *statt vertraut* – *entfremdet*: zunächst intellektuell durch Reformation und Wissenschaft, sodann materiell durch Technik und Industrie. Einfach gesagt: *Die Welt verliert neuzeitlich ihre traditionelle Selbstverständlichkeit*.

Zweitens hört der Mensch auf, *Bewohner* dieser Welt zu sein; er etabliert sich als ihr Herr und Meister – intellektuell durch Wissenschaft, politisch durch Revolution, praktisch durch Technik. Einfach gesagt: *Die Welt ist neuzeitlich nicht mehr interessant als das, was sie ist; sie wird interessant nurmehr als das, was sich aus ihr machen lässt*.

Damit aber hört die mittelalterliche Gemütlichkeit auf. *Der neuzeitliche Mensch haust nicht mehr in der Welt; er meistert sie*. Wo haust er dann? Im Rückzug aus der strapaziösen Welt! Das ist die Geburt der Idee Häuslichkeit, wie wir sie meinen: *das Haus als Ort der Zuflucht für Menschen, die sich von ihrer Weltherrschaft gelegentlich erholen müssen*. Denn wer die Welt beherrschen will, darf sich von ihr nicht einnehmen lassen; er muss sich immer wieder ausserhalb der Welt sammeln. Dieses Ausserhalb wird zum neuzeitlichen Haus. Hier ist der neue Mensch, der homo faber, unabgelenkt ganz bei sich, mit sich allein – und solche weltabgewandte Einsamkeit ist die Bedingung aller Weltherrschaft. Damit beginnt die Geschichte der *«Eingezogenheit»*.

Nur hundert Jahre nach dem «Mittelalterlichen Hausbuch», also zirka 1575, tauchen bei Michel de Montaigne, dem Verfasser der berühmten «Essais», folgende Empfehlungen auf: «Wir sollen uns ein Hinterstübchen reservieren (une arrièreboutique tout nostre), ganz für uns, ganz frei, in dem wir unsere wahre Freiheit und unsere wichtigste Zuflucht und Einsamkeit finden. In ihm müssen wir unser tägliches Gespräch mit uns selbst führen, so vertraulich, dass kein Umgang und keine Gesellschaft mit Freunden dort Platz findet; hier müssen wir reden und lachen, als wenn wir ohne Weib, ohne Kinder, ohne Güter, ohne Gefolge und ohne Diener wären . . . Wir haben eine Seele, die sich auf sich selbst zurückwenden kann; sie kann sich selbst Gesellschaft leisten; sie ist fähig anzugreifen und zu verteidigen, zu empfangen und zu geben . . . Das Grösste auf der Welt ist zu wissen, dass man sich selbst gehört.»

Hier wohnen wir gleichsam der Geburt des neuen Verständnisses von Haus und Häuslichkeit und Wohnen bei: *das Haus als Hort der Eingezogenheit*, das Haus als Ausklammerung aller Andersheit, das Haus als Reservat reinen Selbstseins. Häuslichkeit als Existenz als ob: einsam sein, ganz bei sich und mit sich selbst nur – einsam, als wären wir nicht sozial eingebunden; frei, als wären wir nicht ökonomisch abhängig; einzeln, als wären wir nicht politisch verallgemeinert.

Wir haben uns daran gewöhnt, diese Eingezogenheits-Manier zu verspotten als einen *Akt der wohlfeilen Flucht*. Tatsächlich beginnt hier der *bürgerliche* und *spießbürgerliche* Mythos von Häuslichkeit. Doch wichtig zu sehen ist: dieser Mythos ist von Anfang an zweideutig: *Reservat der ungestörten Menschlichkeit, ja – jedoch nicht in der Absicht, sich der Welt zu entziehen; vielmehr in der Hoffnung, mit den häuslich gewonnenen Menschlichkeits-Reserven der Welt wiederum dienstbar zu werden im Interesse an einer menschlicheren Menschenwelt!* Vom 16. bis weit ins 19. Jahrhundert hinein gilt diese Ambivalenz: Rückzugs-Häuslichkeit nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck der Verhäuslichung der Welt, Wohnlichkeit als Refugium durchaus – jedoch als Refugium mit Vorwärts-Ambitionen,

als Sammlung zum Aufbruch, die beschauliche Eingezogenheit als Bedingung menschendienlichen Auszugs in die Welt!

Sie erinnern sich, meine Damen und Herren, an das eingangs gesprochene Zitat. Christian Gotthilf Salzmann formuliert darin genau das, was ich hier die Doppeldeutigkeit des Mythos Häuslichkeit nenne, z.B. so: «Niemand ist fähiger, Freude zu verbreiten in einer Gesellschaft, als wer froh in seinem Hause ist.» Oder: «Wer glücklich ist, beglückt auch gern; und es geht kein Glück über häusliches.» Schliesslich: «Wer könnte Menschen leichter lieben als der, der in seinem nächsten Kreise gute Menschen, also die Menschheit überhaupt, in diesen Stellvertretern, von einer so liebenswürdigen Seite kennenlernt?»

Kurzum – das *Séparé* des Hauses als «Pflanzschule der Menschenliebe»: dies ist nicht nur Ideologie, nicht nur Selbsttäuschung, sondern ernstlicher Wille und überdies mit guten Gründen vertretbar; nämlich so: *Die Abgesondertheit des Hauses räumt ein, was wir heute Rollendistanz nennen*. Draussen, in der Welt der Gesellschaft und der Wirtschaft und der Politik: da sind wir alle *Rollenspieler*, also nie ganz wir selbst, nie schlicht und einfach Menschen, sondern – zumindest immer auch – *Funktionsträger*. Will der Mensch aber ein veritabler Mensch werden, dann muss er sich zurückziehen aus seinen Funktionen in Weltgeschäften; er muss sich – in vollkommener Freiheit – besinnen auf das, was er eigentlich ist: nicht ein Unternehmer oder ein Untermann, nicht ein Regierungsrat oder ein Parteigänger, nicht ein Priester oder ein Gläubiger – sondern ein Mensch. Solche *Selbstbesinnung* indes gestattet nur der *interimistische Abschied vom Weltgetriebe*. Und diesem Abschied gibt das Haus, die Häuslichkeit einen Spielraum. *Das Haus wird neuzeitlich zum Ort der Selbstverständigung und Selbsterfahrung des Menschen mit seiner blossen Menschlichkeit*.

Diese eingezogene Selbstverständigung und Selbsterfahrung aber zielt wiederum nach aussen. Häuslich gestärkt und bestärkt soll der Mensch fähig werden, die Welt menschlicher zu machen. Was im Hause gewonnen ward – Friede, Liebe, Freiheit –, das soll nun auch der Welt zugute kommen. Also nicht einfach Rettung des menschlichen Menschen vor der unmenschlich fremden Welt, sondern *Errettung dieser Welt aus den Kräften der häuslich erprobten Menschlichkeit: dies ist der rationale Kern im Mythos Häuslichkeit*. Er lädt uns nicht bloss ein zur Erholung von unseren weltlichen Rollenstrapazen; er verlangt auch, dass wir aus diesem häuslichen Rollen-Urlaub gestärkt zurückkehren, um diese Rollen zu wandeln, sie menschengerechter zu machen – kurzum: die Welt humaner zu gestalten.

Dies jedenfalls darf als das klassische bürgerliche Verständnis des Hauses und des Hausens und der Häuslichkeit gelten: Eingezogenheit mit Auszugsabsichten. Dass diese plausible bürgerliche Idee zum einseitigen Mythos für Spiessbürger verkam – im Laufe des 19. Jahrhunderts nämlich –, dies lag nicht allein an den Bürgern. Es lag auch an der sich wandelnden Welt. Technik und Industrie, Bürokratie und Wissenschaft sorgten dafür, dass die Welt nicht nur zunehmend fremd erschien, sondern auch zusehends anonym. Die Menschen fühlten sich in ihr immer weniger «zu Hause» – und es darf uns nicht wundern, wenn sie ihre private Eingezogenheit immer mehr als *Ersatz* für diese Enthäuslichung der Welt einrichteten – und immer weniger als *Vorsatz* fürs Wohnlichmachen der Welt.

Im 19. Jahrhundert wird die *Wohnung zum Interieur* – und das Interieur zum *«Etui des Privatmannes»* (Walter Benjamin). Es ist kennzeichnend, dass dieses Jahrhundert eine Art *Schachtelwahn* entwickelte: Es schuf Etuis, Schutzhüllen, Behälter, Dosen, Kap-

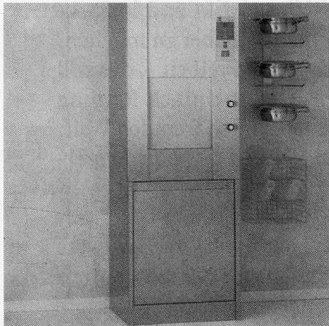
SIC Beckenspülautomaten: für jeden Bedarf das richtige Modell



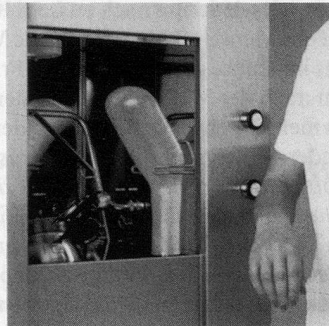
Modell SM20 mit automatischer Schiebetüre



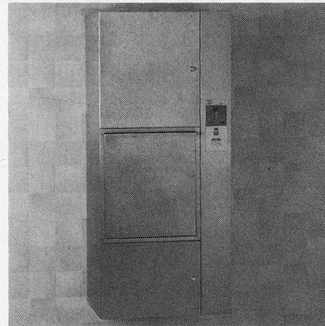
Modell SM15 mit manueller Klapptüre



Standmodell SM20



SM20 Ellbogenstart



Wandmodell SM15



SM15 Klappdeckel

**30 Jahre
Entwicklung
aus
Erfahrung**



Spitaleinrichtungen
Equipement hospitalier
Hospital equipment

SIC AG
CH-4020 Basel, Postfach
Wartenbergstrasse 15
Telefon 061-311 97 84
Telefax 061 311 97 42

Als Ergänzung zu der bewährten SIC SM20 Modellreihe mit automatischer Schiebetüre wurden die SIC SM15 Beckenspülautomaten mit manuell zu bedienendem Klappdeckel neu entwickelt. Alle wichtigen Komponenten wurden vom SIC SM20 übernommen. Damit ist die gleich hohe Qualität und Zuverlässigkeit gewährleistet. Ob wandhängend, freistehend oder untertisch montiert: jetzt gibt es den passenden SIC Beckenspülautomaten.

seln, Hülsen, Futterale und Gehäuse für alle möglichen und unmöglichen Gegenstände; und auch die Menschen spannten sich in ihren Interieurs ein wie in samtverbrämten Kokons. Das private Gehäuse wurde Dekor und Trennwand zugleich. Die Bewohner häuften ein Reich von Kleinodien an: Porzellan und Tapisseries, Lackdosen und Gouachen, Keramik und fernöstliche Statuetten – dies alles als Schutzwall gegen eine befremdliche, unwirtliche Welt.

Die Wohnung als Futteral, als Etui. Dafür gibt es berühmte Zeugen, zum Beispiel die Brüder Goncours, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so viele Kleinodien zusammenrafften, dass deren Dokumentation zwei stattliche Bände füllt. Und wenn die beiden einmal ihre Fühler aus diesem häuslichen Futteral in die reale Welt streckten, dann notierten sie lakonisch: «Hier ist die Welt so hässlich wie ihre Photographie.» Ich will Sie nicht mit historischem Material hinhalten – nur belegt das kurze Zitat schlagend: Wer sich so ins Futteral der Häuslichkeit verkriecht, verliert jeden Sinn für die reale Menschenwelt – vom Sinn für Weltvermenschlichung ganz zu schweigen. Hier wird die *Eingezogenheit im Häuslichen erstmals Selbstzweck* – und darunter leidet nicht nur die Welt (die von ihrer Unbewohnbarkeit nicht erlöst wird), sondern auch der Bewohner (der in seiner Futteral-Häuslichkeit erstickt).

Dafür liefern die Gebrüder Goncours wiederum eine erhellende Anekdote. Sie erzählt von einem Geistesverwandten, Robert de Montesquiou-Fezensac, folgendes: «Die Regungslosigkeit des Musters auf seinem Teppich mutete ihn traurig an. Er wünschte sich etwas Farbige darauf, einen wandelnden Reflex. So ging er zum Palais-Royal, wo er um teures Geld eine Schildkröte kaufte. Und er freute sich über das Wandeln dieses lebendigen Dings auf seinem Teppich. Allein, nach ein paar Tagen mutete ihn das Glänzende der Schildkröte etwas traurig an. So trug er seine Schildkröte zu einem Vergolder und liess sie mit Gold überziehen. Und dieser wandelnde vergoldete Tand erheiterte ihn ungemein, bis zu dem Augenblick, in dem er plötzlich auf die Idee kam, die Schildkröte von einem Goldschmied mit Edelsteinen einfassen zu lassen. Und er liess in den Panzer Topase einlegen. Er war ganz im Glück seiner Einbildungen – da starb die Schildkröte an ihren Inkrustierungen.»

Eine Anekdote nur? Wohl doch mehr: ein Symbol für jene Gesellschaft der mehr oder weniger *prunkvoll Eingehäusten*, die *unter ihren Vergoldungen ersticken* und in ihren *Inkrustierungen verderben*. Die toten Seelen der Futteral-Häuslichkeit – interessiert nur am Teppichmuster und daran, dass sie nie in die Leere der Langeweile fallen mögen –, diese Etui-Bewohner sind schon in die Leere gefallen, denn ihr Leben im Interieur ist ohne jeden Ernst, ohne alle Wirklichkeitsbedeutung: das pure Gegenbild zur realen Welt, längst keine «Pflanzschule» mehr, eher ein Spital, der Ort des verzweifelten Versuchs, sich vor der Welt (der Maschinen und des Kapitals und des Machttriebes) zu retten – und der Ort der Verzweiflung über das Misslingen dieses Versuchs.

Die Wohnung als Kruste: Damit stirbt nicht nur die altbürgerliche Idee der doppeldeutigen Häuslichkeit. Darunter erstickt auch die einseitige Eingezogenheit.

Das 20. Jahrhundert nun lässt sich verstehen als eine Kette von Bemühungen, aus dieser verzweifelt eingezogenen Häuslichkeit wieder hinauszufinden. Dass dabei das Pendel oft ins andere Extrem ausschlägt, ist nur folgerichtig. Es begann um die Jahrhundertwende mit Adolf Loos, dem radikalen Wiener Architekten. Unter dem Motto «Das Ornament ist ein Verbrechen!» kämpfte

er gegen das sich einkapselnde 19. Jahrhundert. Das war die *Geburt der neuen Sachlichkeit*. *Funktionsgerechtigkeit* wurde zum alleinigen Kriterium des Bauens und Wohnens. In den 30er Jahren griffen die Vertreter des «Bauhauses» (Walter Gropius, Marcel Breuer, Mies van der Rohe) diese Idee der Nüchternheit auf, und Ende der 40er Jahre setzte die «Hochschule für Gestaltung» in Ulm (Max Bill) die Tradition fort.

Diese Tendenz zur *Entrümpelung der Häuslichkeit* machte freilich die Menschen nicht automatisch heimischer (in Haus und Welt). Es gibt dazu eine aufschlussreiche Karikatur von Saul Steinberg: Man blickt in ein Haus, das keine Wände, nur noch Fenster hat. Gäste kommen auf Besuch; Hausherr und Hausfrau wollen sie aber nicht empfangen; sie verstecken sich hinter einem alten Sessel, dem einzigen Einrichtungsgegenstand, der im ganzen Haus noch «dinglich» ist. Alles andere weggestellt, weggeklappt, versenkt – auf das Allernotwendigste reduziert; hygienisch «entlüftet» zwar und rationalistisch «entleert» – doch damit verliert sich eben auch die Heimeligkeit, die Geschütztheit. *Das Haus wiederholt die Ausgesetztheit des Menschen in der Welt – statt dass es sie aufhebt.*

1953 baute Le Corbusier die «Unité d'habitation» in Marseille. «Wie in einer Kirche!» rief ein Mädchen aus, das den Bau besuchte. «Wie eine gotische Kathedrale», sagte ein Architekt. Beides war bewundernd gemeint. Nur: In Kirchen und Kathedralen wohnt man nicht. In Kirchen und Kathedralen ist man sozusagen ausser sich, höhengerichtet, transzendentalgestimmt.

Wie aber wohnt denn der moderne Mensch, der alles andere ist als höhengerichtet und transzendentalgestimmt? Es gibt mindestens drei Varianten: Er wohnt erstens in *billig und seriell hingeknallten Mietskasernen* – in Wohnungen, die er mit *rührendem Aufwand heimelig, das heisst zumeist kitschig zu gestalten versucht*. Er wohnt zweitens in *traditionellen Häusern oder Häuschen*, die er so *heimelig wie möglich und das heisst zumeist kitschig einrichtet*. Und er wohnt drittens in *modernen bis postmodernen Wohnungen*, die er so *zeitgemäss wie möglich und das heisst zumeist angestrengt unkitschig inszeniert*.

In allen drei Wohn-Varianten aber *dominiert* etwas, das mit Wohnen und Häuslichkeit überhaupt nichts zu tun hat: *die Massenkommunikation*, präziser das Fernsehen. Alle verstehen zwar ihre eigenen vier Wände als das private Séparé, worin sie ihre Individualität und Originalität pflegen. Doch in diesem sogenannten *privaten Freiraum tun dann doch alle ungefähr dasselbe*: Sie füllen sich ab mit denselben Unterhaltungssendungen, mit denselben Poprhythmen, denselben visuellen Reizen. Es tobt im intimen Séparé eine *wahre Lust an der Enteignung der Eigenheiten*: seinen Spass lässt man sich bestimmen durch Kurt Felix, seine Frömmigkeit durch Pfarrer Sieber, seine Sexualität durch die liebe Martha . . . Kurzum: Die Individualitätsgenüsse, die wir im vermeintlich so eigenen Wohnraum pflegen, sind in Wirklichkeit Allerweltskost. *Je mehr wir uns absondern, desto kommoder werden wir fernernährt* – mit denselben Reklamelügen, denselben Schlagzeilenklischees, denselben Schwarzwaldklinik-Sentimentalitäten und Denver-Dallas-Serien-Brutalitäten.

Das bedeutet: In der Gegenwart *verkehrt* sich der Mythos der Häuslichkeit: *Alle wollen in ihrer Wohnung unbeschreiblich eigentlich, eigentümlich, eigenbestimmt leben* – und was tun sie? *Sie leben uneigentlich, allerweltstümlich, fremdbestimmt.*

Deshalb ist es, nach soviel Exkurs in die Geschichte des häuslichen Wohnens, höchste Zeit für eine kurze *Wohn-Philosophie*.

II. Menschlich wohnen – ein kleiner philosophischer Aufriss

Eine Philosophie des Wohnens fragt nicht: Wie haben Menschen in verschiedenen Zeiten tatsächlich gewohnt und welche Ideen von Häuslichkeit haben sie gebildet? Sie fragt vielmehr: Was heisst *wohnen*? Was heisst *richtig* oder *eigentlich* oder *wahrhaft* wohnen? Darauf haben wir stets einleuchtende Antworten parat.

Zum Beispiel: «Wohnen heisst daheimsein.» Schön und gut. Nur: Was heisst da wiederum «daheimsein»? Noch beliebter ist diese Antwort: Richtig wohnen (oder bauen) heisst, dass «der Mensch im Mittelpunkt» steht. Auch schön und gut: der Mensch im Mittelpunkt – und nicht die Rendite; der Mensch – und nicht die Technik; der Mensch – und nicht die Mode und so weiter und so fort. Soweit sind wir rasch einig. Nur: Was heisst es denn *positiv*, der Mensch müsse im Mittelpunkt stehen? In wessen Mittelpunkt? Ist der Mensch überhaupt dort zuhause, wo er dauernd im Mittelpunkt steht? Ist er wirklich da daheim, wo er sein eigenes Zentrum ist? Oder fühlt er sich vielleicht umgekehrt gerade dort zuhause, wo er aufhören darf, sich als seinen eigenen Mittelpunkt festzuhalten? Wo das Selbst seine Zentrums-Position aufgeben darf? Jedoch zu wessen Gunsten? Wer oder was nimmt dann das Zentrum ein, wenn der Mensch wohligh darauf verzichtet, es selber zu sein? Die Polstergruppe? Der Familientisch? Der Fernseher?

So kommen wir nicht weiter. Beginnen wir von vorn: Was heisst wohnen? Versuchen wir eine Antwort von der Wortbedeutung her: «wohnen» kommt vom altsächsischen «wunon», vom gotischen «wunian»; beide bedeuten «bleiben», «sich aufhalten». Dieses «bleiben» aber meint «zufrieden sein», «im Frieden sein». «Im Frieden»: Den Ausdruck brauchen wir noch heute – «lass mich in Frieden!» sagen wir und meinen damit: verschone mich vor Zumutungen, die nicht aus mir selbst kommen; lass mich sein; *lass mich der sein, der ich bin*. In diesem Sinne heisst «wohnen» «seinlassen»: alles und jedes (und uns selbst) in Frieden lassen, sein lassen – als das, was es ist.

Vielleicht denken Sie jetzt: Besonders weit führt uns diese Antwort auch nicht; seinlassen, im Frieden lassen, nun gut, aber ist dies nicht auch eine eher negative Auffassung von Wohnen? Die Wohnung als *Séparé*, worin alles in Frieden gelassen, das heisst verschont wird von Zumutungen der Welt? Nein, dies wäre denn doch allzu trivial. *Es gilt, das «seinlassen» positiv zu fassen*. Wohnen heisse, alles zu lassen als das, was es ist. Tun wir das denn nicht ohnehin und jederzeit? Nein, wir tun zumeist das Gegenteil: Wir lassen alles und jedes ganz und gar nicht in Frieden, wir lassen die Dinge und die Menschen ganz und gar nicht sein, was sie sind – vielmehr ordnen wir sie unseren Zwecken unter, wir biegen sie unseren Interessen zurecht, wir unterwerfen sie unseren Methoden... kurzum: in der Welt der Zwecke wird nichts im Frieden, wird nichts seingelassen als das, was es ist. Alles und jedes wird *als Mittel zu etwas anderem* nur in Betracht gezogen, nicht als es selbst, nicht als das, was es ist, sondern als das, wozu es dienen könnte. *Von dieser Welt der Zwecke grenzt sich das Wohnen ab als eine Welt des zweckfreien Im-Frieden-Lassens*.

Doch bevor wir alles und uns selbst *im Frieden lassen können* (als das, was es ist, was wir sind), müssen wir *wissen*, was es ist und was wir sind. Kein Problem, werden wir sagen: *Wir selbst sind Menschen* – alles andere sind *Dinge* (Kanapee, Lampe, Schreibtisch, Plattenspieler, Silberbesteck, Weinkrug). Die Welt des Wohnens lässt diese Dinge Dinge sein, uns Menschen Menschen.

Doch was heisst das? Was heisst es zum Beispiel: den Weinkrug in Frieden lassen? Ihn nicht brauchen? Oder ihn richtig brauchen? Doch was hiesse dann wiederum «richtig» brauchen?

Zur Beantwortung dieser Frage will ich Martin Heidegger bemühen. Dieser zwiespältige Philosoph hat sich nicht nur in unglaublich törichter Weise den Nazis angebeidert, er hat auch in unvergleichlich gescheiter Weise unsere menschliche Existenz erschlossen – zum Beispiel in einem Vortrag aus dem Jahre 1950; er trägt den Titel «Das Ding» und handelt von einem ganz banalen Gegenstand, nämlich vom Krug – allerdings so, dass dieser Krug bald aufhört, ein blosser Gegenstand zu sein, und anfängt, als Gefäss Gestalt anzunehmen, worin nicht nur Wasser und Wein, sondern Welt überhaupt sich ereignet. Der Krug als Gefäss. Was tut das Gefäss? Es fasst. Was fasst es? Zum Beispiel Wasser, zum Beispiel Wein. Doch der Krug fasst nicht bloss, er schenkt auch (aus); er gibt Wasser, er gibt Wein zu trinken. Im Geschenk des Wassers und Weines aber entfaltet sich eine ganze Welt – eine Welt jenseits der Zwecke.

Dazu mute ich Ihnen eine Heideggersche Originalpassage zu: «Im Wasser des Geschenks weilt die Quelle. In der Quelle weilt das Gestein, in ihm der dunkle Schlummer der Erde, die Regen und Tau des Himmels empfängt. Im Wasser der Quelle weilt die Hochzeit von Himmel und Erde. Sie weilt im Wein, den die Frucht des Rebstocks gibt, in der das Nährende der Erde und die Sonne des Himmels einander zugetraut sind. Im Geschenk von Wasser, im Geschenk von Wein weilen jeweils Himmel und Erde. Das Geschenk des Gusses aber ist das Krughafte des Kruges. Im Wesen des Kruges weilen Himmel und Erde.»

Dies also hiesse, den Krug im Frieden zu lassen als das, was er ist, nämlich als Krug: den Krug nicht als tönernen Gegenstand fixieren, sondern darauf achten, was in ihm passiert. Und was passiert darin? Nichts weniger als die Hochzeit von Himmel und Erde, die Trauung des Nährenden von unten und des Lichtes von oben! Dies ist so grossartig wie leicht fasslich: Der Krug fasst Wein – und der Wein ist nichts anderes als die Vereinigung der nährenden Erde und der Sonne des Himmels.

Doch imgleichen, sagt Heidegger, vermählen sich die Himmlischen und die Sterblichen! Und dies ist nun weniger leicht fasslich. Immerhin: Die Sterblichen, dies sind wohl wir selbst. Trinken wir ein Glas Wein, so führen wir nicht bloss unserem Organismus ein Quantum überlebensnötiger Flüssigkeit zu. Wir vollziehen, mehr oder weniger, einen kulturellen Akt, etwas animalisch ganz und gar Unnötiges, einen humanen Luxus, jedoch einen, der uns erst menschlich macht; menschlich aber heisst: sterblich; sterblich wiederum heisst: der Endlichkeit eingedenk. Nur weil wir wissen, dass wir endlich sind, geniessen wir den Moment. Wir feiern, mit einem Glas Wein, *unseren* Augenblick: den Umstand also, dass wir, *obgleich endlich, jetzt jedenfalls gerade noch existieren*. *Das Glas Wein ist oder kann sein: der Versuch, nicht mit der zerrinnenden Zeit mitzuzerrinnen, sondern die Zeit anzuhalten; ein Versuch zur puren Gegenwart; ein Versuch, den Augenblick nicht als Mittel zum Zweck des nächsten und übernächsten Augenblicks zu nutzen, sondern als Selbstzweck – als Zeit, die im Frieden gelassen ist*.

Dies also wäre ein Akt *geglückten Wohnens*: Das Glas Wein, der Augenblick als Ewigkeit und zugleich als sterbliche Gegenwart, als Gegenwärtigkeit der Sterblichen – und dies aus Anlass der Hochzeit von Himmel und Erde im Glas. Hier wäre dann alles und jedes im Frieden gelassen als das, was es ist: Wir selbst als Sterbliche, der Wein als Welt-Vermählung.

Dazu aber gesellen sich, Heidegger zu folgen, noch die Himmlischen. Die Himmlischen, das sind wohl die Götter. Die Götter wiederum: So nennen wir die eigentlich unbenennbaren Mächte – den Umstand, dass die Welt mehr ist als die Summe ihrer Gegenstände, dass sie mehr ist als alle Tatsachen zusammen – dass dieses Zusammen vielmehr Sinn ergibt. Die Himmlischen: Das will sagen, dass der Wein nicht bloss chemische Zusammensetzung ist, die Sonne nicht bloss Verbrennungsprozess, die Erde nicht bloss Verfaulungskreislauf, der Mensch nicht bloss gen-regierte Zweibeinermaschine – sondern dass mit und zwischen all dem das passiert, was wir «Sinngeschehen», «Welt» nennen.

Und geschehe dies auch nur beim Glase Wein. Sofern wir dabei nicht bloss drauflossaufen oder einfach unseren Durst stillen, darf gelten, was ich vorhin sagte: Beim Glase Wein feiern wir den Augenblick. Wir feiern also nicht uns; da gäbe es wenig zu feiern. Der Witz des Feierns ist es gerade, dass wir *herauskommen aus unserer Beschränktheit, dass wir teilnehmen an einem Geschehen, das wir nicht bestimmen, sondern seinlassen*: in unserem Falle die Hochzeit von Himmel und Erde. Dass dabei wir, die Sterblichen, uns mit den Himmlischen verbünden, hat diesen Sinn: Wir, die Endlichen, vermögen diese Hochzeit nicht zu stiften; dazu sind quasi göttliche Mächte notwendig. Doch diese himmlischen Mächte sind auf unsere endliche Mitwirkung angewiesen: Die Götter *stiften* die Hochzeit – wir müssen sie *organisieren*, indem wir sie seinlassen, im Frieden lassen. Das heisst, wir *müssen nicht, wir können es tun oder lassen*; wir sind frei. Beim Glase Wein: Wir können saufen – und es passiert nichts, was uns mit Himmel und Erde Hochzeit feiern liesse. Wir können aber mit diesem simplen Glas Wein eine hochzeitliche Weltfeier zulassen, worauf das Höchste und Tiefste festlich tanzen, worauf das Himmlische und Sterbliche in der Ruhe ihrer Bedeutung sich zueinandersetzen . . . *Es liegt an uns, es liegt an unserem Willen zum Wohnen, an unserem Willen seinzulassen, zuzulassen, im Frieden zu lassen – oder eben nicht*. Je nachdem wird die Welt festlich, sinnreich, wohnlich – oder eben flach, sinnverschlossen, unhauslich.

Soweit, meine Damen und Herren, meine kurze Philosophie des Wohnens. Sie richtet sich nicht nach dem Prinzip Häuslichkeit. Wohnen können wir drinnen und draussen, im Haus und ausser Haus. Entscheidend ist, ob es uns gelingt, eine *Welt der Zwecklosigkeit* zu stiften – eine Welt, worin die Dinge und wir selber im Frieden gelassen werden, aber nicht einfach so, wie wir gerade sind, sondern als das, was wir *eigentlich* sind, nämlich Sterbliche, und als das, was die Dinge *eigentlich* sind, nämlich Hochzeitsvermittler, nicht Gegenstände.

Damit wird es Zeit, zum Ende zu kommen. Ich will Schluss machen mit einem sehr kurzen, nämlich nur anrisshaften dritten Abschnitt:

III. Ungewohnt wohnen – nur ein Anriss zur Praxis

Nach diesem Ausflug in die Geschichte und diesem Höhenflug in die Philosophie werden Sie, meine Damen und Herren, sich fragen: Und was sollen wir mit alledem denn nun *anfangen*? Darauf kann ich ehrlicherweise nur antworten: Das müssen Sie selber wissen. Denn zum einen bin ich kein Wohnberater. Und zum andern meine ich: *Nachdenken sollten wir hin und wieder – auch wenn diese Gedanken sich nicht unmittelbar in Praxis umwandeln lassen*.

Wenn ich aber inkompetenterweise mich gleichwohl aufs praktische Feld wagen soll, dann kann ich da höchstens einen dünnen Leitfaden bieten. Und der lautet: *Macht die Häuslichkeit nicht allzu häuslich! Hütet euch, das Heim allzu heimelig gestalten zu wollen!*

Ich will dies abschliessend knapp begründen. Mein *kulturge-schichtlicher* Exkurs hat dargetan: Häuslichkeit verengt sich im Zuge der Neuzeit – von der doppeldeutigen «Pflanzschule der Menschlichkeit» übers eindeutige «Etui» für Weltverängstigte bis hin zum zeitgemässen Tummelplatz für Unterhaltungssüchtige. Die *philosophische* Exkursion wollte plausibel machen: Diese Entwicklung ist prekär; denn Wohnlichkeit gelingt nur, wo sie nicht als ängstliche Eingezogenheit praktiziert wird, sondern als grosszügigstes Seinlassen der Hochzeit von Himmel und Erde und so weiter. Daraus ist nun der *praktische* Schluss zu ziehen: Wer sich in seiner Wohnung nur behaglich mit sich selber einrichten will, wird mit den Schrecken der Unbehaglichkeit bestraft.

Der Grund dafür ist leicht einzusehen: *Wer sich nur mit sich beschäftigt, wird unwirklich, «narzisstisch»* nennen es die Psychologen – und *diese Krankheit der Selbstzuwendung ist tödlich*. Nehmen wir, anlassbedingt, alte Leute zum Beispiel (obwohl es auch für jüngere gilt): Sie neigen dazu, ihre Wohnung zum Kabinett ihrer eigenen Lebensgeschichte zu machen: voller Erinnerungsstücke, voller Familienphotos, voller Reminiszenzen, lauter Selbstbezug, lauter Memoiren, lauter autobiographisches Museum – nur keine Wohnung, nur kein Seinlassen, nur kein In-Frieden-Lassen, nur keine Hochzeit von Erde und Himmel – ganz im Gegenteil: *ein Ort des Festhaltens, ein Raum des Konservierens. Konservieren soll die Wohnung, was konservierbar nicht ist: das einzelne Leben*. Das konservierte Einzelleben ist bestenfalls das verkrustete Leben – doch *unter der Kruste lebt nichts als die Lebensangst*, die Angst, sich und seine Lebensgeschichte und sein Leben zu verlieren. Und diese Angst ist allerdings begründet: Wir alle werden dieses Leben verlieren. Also *sollten wir uns nicht selbstbetrügerisch an es hängen. Und wer es gleichwohl tut, wird hängengelassen*: von der Gesellschaft, von der Natur, von der Hochzeit zwischen Himmel und Erde – *er vereinsamt, verängstigt, versimpelt*. Und alldem leistet Vorschub eine Wohnung, die als Kabinett der Konservierung des eigenen Ichs gestaltet ist.

Also muss Wohnen anders verfasst sein. Nichts gegen die eigenen vier Wände! Nur dürfte innerhalb dieser vier Wände *nicht bloss das Altvertraute leben*. Sie *müssten sich dem Unvertrauten öffnen* – der unsentimentalen Vergänglichkeit der Natur beispielsweise: dass die Blume welkt und die Amsel stirbt, dies müsste so klaglos im Frieden gelassen werden wie die eigene Hinfälligkeit; dazu die Erhellungen der Kultur: dass Beethovens Eroica und Brahms' Requiem unsere Sinne gefangen nehmen, dies müsste unsere eigene Liebe und unseren eigenen Tod der Exklusivität berauben und so im Frieden lassen. Damit hätten die eigenen vier Wände ihren Sinn, aber eben nicht den Sinn der Eingezogenheit.

Sonst aber kann es nur darum gehen zu lernen, dass Wohnen nicht eine Sache der vier Wände ist. Ob es eine Sache mehr der Gemeinschaftsräume oder der Parkanlagen sei, eine Angelegenheit mehr der Begegnung mit Menschen oder mit Natur: dies müssen Sie, meine Damen und Herren, besser wissen als ich.

Wohltun und nicht freundlich sein,
reicht ein Brot und macht's zum Stein.

O. V. LEIXNER